

Handwerksbräuche : 3. Bräuche der Bierbrauer

Autor(en): **Kiener-Galster, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde**

Band (Jahr): **7 (1917)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1005057>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

daß ich gegen Meister oder Gesellen, oder gegen das ganze ehrsame Handwerk etwas getan oder verbrochen habe, so sollte ich ihn gebeten haben, es anzuzeigen, dieweil Bier und Brot auf dem Tische steht und die Umfrage herumgeht.

Ist aber Keiner unter Euch, der etwas gegen mich weiß, so wollte ich ihn gebeten haben, stille zu schweigen, lustig und guter Dinge zu sein, desgleichen ich mit ihm zu seinem Begehren.

Ich habe ausgeredet!

(Dankagung).

Als mit Vergnügen! Ich sage Euch, Brüder, meinen verbindlichsten Dank für Alles, Liebes und Gutes, was ich empfangen habe. Kommt heute oder morgen Einer von Euch zu mir, so werde ich versuchen zu vergelten!

3. Bräuche der Bierbrauer.

Von R. Kiener-Galster, Basel.

Die Allgemeinheit kennt von der Bierbrauerei nur das Produkt, die letzte Phase eines Werdeganges, der in seiner Vielgestaltigkeit seinesgleichen sucht. Ein richtiger Bierbrauer arbeitet mit allen Elementen und alle ihre Gaben muß er sich dienstbar machen und sie ausnützen, soll das Resultat etwas taugen! Er macht Erfahrungen, die seine Arbeitsweise den landläufigen Ansichten gegenüber öfter als verkehrt erscheinen lassen, so daß die Philister dann mit voller Überzeugung konstatieren „der spinnt“, wenn der Brauer zur Arbeit im Eiskeller den Mittel ablegt, dagegen vor der Hölle des Kesselfeuers Frack und Fausthandschuhe anzieht. Im ersteren Falle weiß er, daß er sich am Eis warm arbeiten kann, im zweiten läßt er sich in seiner Vermummung die Hitze nicht auf den Leib kommen. Das alte Sprichwort ist eben doch wahr: „Aus neun- undneunzig Bierbauern kann man hundert Narren machen!“ Dieses einerseits sich den Naturverhältnissen anpassen und sie sich andererseits wieder dienstbar machen, ist die Grundlage der Berufsweisheit und ihrer Betätigung entspringen die Gebräuche, die einem wirklichen Bierbrauer erst die rechte Qualifikation geben, ihn „zünftig“ machen.

Daß vor der Entwicklung der Chemie und der Maschinenteknik, wie wir sie seit einigen Jahren oder schon Jahrzehnten kennen gelernt haben, der wirklich beobachtende, denkende Brauer gewaltig im Übergewicht war gegenüber dem unwissenden und nur für rohe, althergebrachte Arbeit zugänglichen Berufsgenossen, ist

begreiflich, zumal Leute letzterer Gattung in ihrer Unwissenheit, gleich wie dies heute noch geschieht, ihre Zuflucht zum Aberglauben nahmen und daher oft in ihren Betrieben Verfahren einschlugen, die wir heute nicht begreifen. So war es noch vor vierzig Jahren besonders in Süddeutschland, wo jetzt noch viele kleine Brauereien von primitivster Einrichtung bestehen, eine stark verbreitete Ansicht, daß ein Molch im Lagerfaß im Stande sei, „Bier“, das infolge stupider Herstellungsweise bei gänzlichem Ignorieren der wichtigen Vorgänge in der Gärung verdorben war, wieder zu retten und zu klären! Anderwärts wurde, was ich allerdings nur aus der Überlieferung und nicht aus eigener Anschauung kenne, ein sonderbares „Mittel“ angewendet, um während des Braujahres stets gutes, vollmündiges Bier zu erhalten: Am Beginn der neuen Brauperiode versammelte man nämlich eine Anzahl alter Weiber um den Braubottich, und während das erste Malz mit Wasser gemengt wurde, mußten die Frauen auf ein gegebenes Wort in den Brei spucken!

Angenehm sticht von solchen Praktiken, deren noch mehrere zu erwähnen wären, das Gebahren des denkenden Brauers ab. Nicht weniger den Zufällen mangelhafter Technik und Kenntnisse ausgesetzt als Jener, tat er aber, was ihm zu tun möglich war und überließ das Übrige dem Allgewaltigen, der seine Mühe und Arbeit durch Gelingen belohnen konnte. „Auf gehts in Gottes Namen!“ mit diesen Worten weckte der Oberburische seine Leute, eingedenk der schweren und gefährlichen Arbeit, die ihrer in Sudhaus und Keller den Tag über wartete. „G. G. G.“ (Gotte gebe Glück) schrieb der Kellermeister an das erste Lagerfaß, das bei Beginn der neuen Campagne frisch gepicht in den Keller gelegt wurde; ganz im Sinne der ähnlichen Bemerkte auf dem ersten Blatte wichtiger Geschäftsbücher. Dieser ehrlichen Bitte um Gottes Beistand im Geschäft begegnen wir schon beim Gruß der zuwandernden Arbeitsuchenden. Mit den Worten: „Gott gebe Glück und Segen; ein fremder Brauer spricht um Arbeit zu“ betritt er das Sudhaus oder die Schwankhalle, Hut in der rechten Hand, worauf ihm der daselbst älteste Burische entgegentritt und ihm bedeutet: „Setz auf!“ oder „Bedeck dich!“ „Mit Verlaub“, antwortet der Zugewanderte, worauf sich das übliche Frag- und Antwortspiel nach woher und wohin entwickelte.¹⁾ Entweder mußte der Gast nun warten, bis der Braumeister vorbeikam und sein Arbeitsgesuch entgegennahm oder es wurde ihm ein Trunk, gewöhnlich eine Maß

¹⁾ Wortlaut desselben wäre willkommen. (Red.)

Bier, gereicht. Den Krug mit offenem Deckel erhebend, verdankte der Empfänger das Gebotene mit einem „Gott g’segne es.“ Es entspann sich dann wohl ein Gespräch über die letzte Arbeitsstelle, über Bekannte usw. Doch mußte der Bescheid kurz und deutlich gegeben werden, ein zünftiger Burſche hält andere nicht mit Klatsch auf! Beim Weggang, ſofern keine Arbeit erhältlich war, bedankte er ſich: „Behüt Gott, Kolleg, ſag’ Dank für den Trunk und wünſch’ Glück ins Geſchäft!“ In Norddeuſchland beſonders wurde peinlich an der korrekten Durchführung der „zünftigen“ Bräuche gehalten, ja oft noch weiter als geſchildert beansprucht, während in Öſterreich-Ungarn dagegen die Sache gemüthlicher ging. Ohne Zweifel iſt dies darin begründet, daß in dieſen Ländern faſt nur Großbetriebe exiſtieren, die zudem räumlich ſehr weit auseinander liegen (Wien=Preßburg=Budapeſt), ſodaß es ein menſchlicher Gedanke iſt, der Arbeitſuchenden leibliche Bedürfniſſe zuerſt zu befriedigen, bevor die Inquiſition anhebt. Hier drückt ſich der Angekommene auch nicht lange im Betriebe herum, ſondern begibt ſich auf eines der Zimmer, zu den Mälzern, Bierſiedern oder Kellerburſchen, wo er eben vorzugsweiſe Arbeit begehrt. Das „Stubenmädel“, ein alter Brauer, der gegen das Reinhalten der Lokale und Beſorgen von Aufträgen ſein Gnadenbrot hat, weiſt ihn an einen Tiſch und heißt ihn warten, biß die abgelöſte Schicht anrückt. (Großbrauereien, wie Schwechat bei Wien, arbeiten mit ununterbrochenem Betriebe.) Inzwiſchen ſtopft er ſich noch eine Pfeife und bemüht ſich um das Bier, ſofern noch welches im „Kapp“, dem neun Liter faſſenden Communalkrüge, iſt. Kommen dann die Kollegen, ſo wird ihm auch Eſſen zugeſchoben, wofür er dem Geber irgend ein Stück Arbeit abnimmt. Er erfährt dann, auf welcher Partie Arbeit in Ausſicht und wie dieſe beſchaffen ſei. Um ein Nachtlager braucht er auch nicht bange zu ſein, denn in dieſen „Zimmern“, wo biß zu achtzig Mann untergebracht ſind, finden ſich immer einige verlaſſene Schlafſtellen.

Es iſt überhaupt dort, oder war es wenigſtens noch vor dreißig Jahren, ein ſtillſchweigend geduldeter Brauch, daß ein fremder Burſche, der „zünftig einwanderte“, drei Tage dableiben konnte, wodurch ſich naturgemäß eher Gelegenheit bot, im Geſchäfte anzukommen. Daneben erwieſen ſich einige Tage Ruhe für ſogenannte „Fußtameſſer“ (Reiſende, die wohl ganz Ungarn zu Fuß hinter ſich gebracht hatten) nach verſchiedenen Richtungen als wohlverdiente Wohlthat. Das Wandern der Brauer iſt aber nicht bloßes Umherirren nach Brot und Obdach, wenigſtens läßt die im Südöſten

Europas noch übliche Einrichtung der „Apostel“ sogar ganz wohl Parallelen zu mit den Jüngern Christi.

Es sind auch ihrer Zwölf, die letzten der Angestellten, die alle Aufträge im ganzen Betriebe willig und ohne Widerrede verrichten. Auch sie wandern, noch keiner bestimmten Arbeit zugeteilt, von den Kellern auf die Malzböden, von der Pichhalle ins Sudhaus, zu jeder Stunde, Tag und Nacht und haben so auch der Mühsale genug, wie ihre Vorgänger vor 1900 Jahren. Ständige und typische Ausrüstung eines Jeden ist außer der Malzschaufel der große Zwilchjack für Malz, das entweder auf der Darre oder „grün“ von der Malztenne eingefasst und oft über viele Stiegen „mit Muskelkraft und Eisdampf“ seinen weiteren Zwecken zuge-
getragen wird.

Wenn z. B. ein fauler Burjche an einer Arbeit herumleiert und nie fertig wird, so „zieht er Schrauben“ (das Gewinde ohne Ende!). Bringt er seine Bummelerei mit etwas Eleganz fertig, so „zieht er messingene Schrauben“. Macht er sich an einer unnützen Arbeit zu tun, um der schweren und unangenehmen auszuweichen, so macht er „Brucharbeit“, und bringt er es fertig, eine Arbeit scheinbar so zu erledigen, als ob sie mit der nötigen Gewissenhaftigkeit getan wäre, während sie nur oberflächlich und auf den Schein hin gemacht ist, so hat der Mann „schwarz gefahren“.

Einen schönen Brauch, den ich in Wien (1889) mitzumachen Gelegenheit hatte, möchte ich hier nicht unerwähnt lassen. Es ist der Umzug am Fronleichnamsfest. Auf diesen Tag wird die Arbeit tunlichst eingeschränkt, sodaß das Personal möglichst vollzählig am Kirchgang teilnehmen kann. An der Spitze des Zuges wird hinter einer zu diesem Anlaß zugezogenen Regimentsmusik die schwere Fahne der Brauerei getragen, dann folgt ein Mädchen (es war dort des Braumeisters blindes 15-jähriges Töchterlein) mit Gerste und Hopfen auf weißem Seidenkissen und überdeckt von einem großen weißen Schleier, dessen Zipfel vier ebenfalls weiß gekleidete kleinere Mädchen tragen. Darauf das Personal nach Rang, jeder mit der vom Geschäft gestifteten Kerze. In der Kirche wird dann eine Messe gelesen und über Gerste und Hopfen der Segen gesprochen. Auf dem Rückwege und im Geschäft wieder angekommen, übernimmt die Musik nach einer Erfrischung noch für eine Weile die Unterhaltung.

Obwohl nun das Auffuchen und damit das Kennenlernen neuer Verhältnisse nicht dazu angetan war, so etwas wie einen vor offener Lade errichteten und mit dem obligaten Guß festge-

legten Zunftzwang, eine Schablone, aufkommen zu lassen, so hielt man doch auch in der Bierbrauerei an allerlei Überlieferungen und Gebräuchen fest, die, vielleicht mehr als in anderen Berufen, je und je ein Prüfstein waren für den angehenden Genossen, was dann natürlich im täglichen Betrieb seine Rückwirkung fand. So wurden am Karrentage des 1. April gerne darauf hinzulende Spässe zur Ausführung gebracht, von denen der üblichste sich auf den „Spähtrichter“ bezog. Nun sollte Jedermann bei einigem Nachdenken finden, daß ein solches Instrument ein Uuding sei! Bei der früher noch grassierenden Geheimniskrämerei und Wichtigtuerei war es indessen ganz begreiflich, daß ein junger Mensch sich dem Auftrag, diesen Spähtrichter zu holen oder irgendwohin zu bringen, unterzog, ohne zu fragen. — Es wurde dann ein Sack vollgepackt mit Blechbüchsen, daß es knatterte, gefüllt mit Backsteinen usw. und an an einem etwa eine halbe Stunde entfernten Ort, im Gerümpelchopf des Bierkellers oder bei einem Spengler im Orte bereitgestellt und dann dem erkorenen Opfer aufgegeben, den „Spähtrichter“, den man morgen notwendig brauche und heute noch verschwellen müsse, entweder im Keller draußen ab dem Boden, oder beim Spengler, wo er noch repariert worden sei, zu holen; doch müsse er getragen werden und zwar sorgfältig, da er beim Fahren zusammenbrechen könnte. Man stelle sich nun vor, welches Halloh es absetzte, wenn der gute Kerl seinen Sack voll Backsteine eine halbe Stunde weit sorgfältigst daherschleppte, ohne daraufzukommen, daß er gesoppt war. Auch ich erinnere mich eines ersten Aprils, wo ich geheißen wurde, zwei Hekto Bier noch vor dem Essen nach einem gut eine Stunde entfernten Dorfe zu schaffen. Auf meinen Einwand, der Wirt hätte ja erst am Samstag vorher viel Bier bekommen, hieß es, es sei eben heute ein besonderer Anlaß draußen, und so schob ich denn mit meinem Zweiräderkarren und den beiden Fässern ab. Die Sonne schien gut warm und ich mußte mich spüten, wollte ich vor Mittag am Orte sein. War ich aber über den Auftrag erstaunt gewesen, so war es der Wirt nicht minder über die Lieferung und meinte schließlich, „die haben dich in den April geschickt und du hast gewiß nur Wasser in der Welt herumgeführt, laß doch sehen!“ und richtig, unter großer Heiterkeit der Anwesenden wurde der Inhalt beider Fässer als echtes — Wasser erkannt. Nach diesem Schrecken in der Mittagshize wieder eine Stunde weit heimfahren und kaltes Essen unter den unausbleiblichen Spässen der Übrigen hinunterwürgen, mochte ich denn doch nicht, aß daher bei dem Wirte zu Mittag und setzte sodann, einem schreienden

Bedürfnis gehorchend, so viele Schoppen obendrauf, daß ich, nach einem angenehmen Schläfchen in der Scheune, froh war, abends mit dem Milchmann zurückfahren zu können; den Karren und die beiden Fässer ließ ich stehen, der Wirt mußte doch ein Unterpfand haben für das, was ich bei ihm verzehrt hatte. Es war auch freundliche Rücksicht vom Fuhrmann, daß er mich nicht lange in der Stadt herumfuhr, sondern gleich in der Brauerei absetzte, wo man mich etwas verdutzt empfing, kam ich doch ohne Wagen und Geschirr. Wenn es mir auch bei diesem Streich gut gegangen war, so hatte ich mich damit doch nicht sehr beliebt gemacht, denn bis meine Zecher und alles, was drum und dran hing, beglichen, auch der Wagen ausgelöst war, mußten meine Kollegen verschiedene Franken zusammenlegen und durften sich erst nichts merken lassen.

Wenn weiter einer an einem ersten April die Wände eines Aufzugschachtes zu waschen hatte und sich bestimmen ließ, um „leichtere Arbeit zu haben“, in der untern Hälfte anzufangen, so war ihm die Brühe nur zu gönnen, welche die oben arbeitenden Kollegen unbarmherzig auf ihn herabspülten! Oder wenn er geheißen wurde, an diesem Tage besonders schöne Stücke Steinkohle an die Pfanne zu führen, sie aber vorher zu waschen, da heute Weißbier gebraut werde, so hatte er den Spott recht wohl verdient.

Da das Trinken der Lebensnerv der Bierbrauer ist, mögen den daselbst üblichen Trinkverhältnissen ebenfalls einige Worte gewidmet sein. Jeder Arbeiter hat Anspruch auf sein tägliches Quantum Bier, den sog. „Haustrunk“, der in größeren Geschäften von einem besonderen Mann verwaltet wird. Die diesen Trunk enthaltenden Fässer sind mit einem Stern angekreidet und das Bier wird „Mutterbier“ genannt, weil es von der Mutter, der Geschäftshaushaltung, vorsorglich gespendet wird; der Raum, wo es verzapft wird, ist der „Sternen“ und der Verwalter desselben der „Mutterbiervater“. Das Lokal, wo getrunken wird, bezw. wo sich die Arbeiter in der freien Zeit aufhalten, wird der „Schalander“¹⁾ genannt. So weitgehend die Zugeständnisse früher waren in Bezug auf das Quantum Freibier, so wenig geachtet sind unter zünftigen Burjchen notorische Trinker oder gar solche, die Branntwein genießen. Aus diesem letzteren Moment spricht eine hohe sittliche

¹⁾ Das Wort wird nach Angabe des Verfassers in der Schweiz (s. Bd. 8, 542), Süddeutschland, „bis an den Rhein hinunter“ gebraucht. Es hängt vielleicht zusammen mit frz. *achalander* „Kunden verschaffen“, *achalandé* (von einem Laden) „besucht, blühend“, zu *chaland* „Kunde, Käufer“; *bon chaland* „Lebemann“.

Auffassung des Berufes, um so höher anzuschlagen, als ja gerade das Trinken kalten Bieres in den Kellern und im Winter den Genuß von gebrannten Wassern vom gesundheitlichen Standpunkte aus als Mittel gegen Erkältungen entschuldigen könnte. Heute allerdings sind derartige Rücksichtnahmen auf das Wohl und für die Ehre des Berufs nicht mehr modern, wie denn die alte ungeschriebene Zusammengehörigkeit der Bierbrauer bedenklich aus dem Seim gegangen ist, trotz der vielgerühmten „Organisation“, oder vielleicht gerade deswegen. Die Brauereien von heute sind ja auch keine Geschäfte mehr, wo jeder am ganzen Betriebe Anteil nimmt oder nehmen könnte, sondern es sind Fabriken und die Angestellten keine freien, berufsverständigen Mitarbeiter mehr, sondern eben — Fabrikarbeiter.

Propos de Soldats.

A côté des mots singuliers dont se servent les soldats pour désigner les objets dont ils usent, il est intéressant et amusant de noter l'esprit qu'ils opposent aux vicissitudes de la vie militaire et la philosophie bienveillante avec laquelle ils acceptent les inconvénients de leur métier. Accablés par la fatigue ou par la déception, ils retournent, pour ainsi dire fond sur fond, leurs impressions de façon à en faire un amusement et la douce ironie qui perce dans leurs propos prend parfois une teinte de bonhomie héroïque pleine de savoir.

Nous en indiquons ici quelques exemples:

I. Au petit jour; il pleut en ficelles. C'est un lundi matin, les libations de la veille embrument les cerveaux et la troupe qui déambule silencieusement par les prés fangeux laisse deviner une humeur lourde d'autant plus qu'il a fallu partir *sans boire le chocolat*. C'est le moment où les à-coup sont la pire des misères et où l'on aurait des invectives affreuses pour le maladroit qui vous marcherait sur le pied. Tout à coup, dans le silence mauvais, une voix s'élève: «Lieutenant!» — «Qu'est-ce qu'il y a?» — «Est-ce que vous ne jouez rien du violon?» — «Pourquoi?» — «Parce que j'ai cinq mètres de boyaux qui n'ont pas servi!» —

II. La troupe arrive dans un chemin de montagne, abîmé par quelque source cachée ou par quelque ruisseau débordé. La boue est épaisse et profonde. Un soldat hésite; son voisin lui crie: «Tu vas prendre du *cirage de vagabond!*»